

HANSER



Dieter Hildebrandt

Schillers erste Heldin

Das Leben der Christophine Reinwald, geb. Schiller

ISBN: 978-3-446-23332-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-23332-4>

sowie im Buchhandel.

## 12. Die Chronistin

### *Porträt des Künstlers als junger Mann*

Spätestens nach dem Tod von Schillers Frau Charlotte begann Christophine in eine Rolle hineinzuwachsen, die sie in den letzten zwei Jahrzehnten ihres Lebens mehr oder minder freiwillig, mehr oder minder distanziert ausfüllte: die einer Instanz in Sachen ihres Bruders, einer Zeugin seiner Kindheit und Jugendzeit, die einer Gewährsfrau für Biographen, Literarhistoriker, Heimatforscher und Verehrer. Nicht, dass sie sich selbstgefällig mit dem Glanz geschmückt hätte, der immer mehr den toten Bruder umstrahlte; manches, was nun die Nachwelt an Kult betrieb, war ihr nicht ganz geheuer. Da war zum Beispiel jenes Objekt, das auch uns noch in jüngster Zeit beschäftigt hat: der Totenschädel. Damals, im Dezember 1826, hatte sie der Schwester Louise geschrieben:

»Du wirst in den Zeitungen gelesen haben, daß die Überreste des lieben Bruders aus der bisherigen Gruft sind auf den neuen Gottesacker in Weimar niedergelegt worden, es war aber schon alles vermodert, nur der Kopf allein war noch ganz, dieser aber ist mit großer Feierlichkeit in des Großherzogs Gegenwart, wozu der Ernst berufen worden, auf der Bibliothek daselbst aufgestellt worden, nebst einer Büste von Dannecker. Dieß alles kam in den Zeitungen. Es geschieht dem seligen Bruder viele Ehre noch nach seinem Tode.«

Täuschen wir uns, wenn wir da neben der Bewunderung auch Verwunderung mitlesen? Neben dem Stolz auch Befremden? Wohl kaum. Denn als es 1835 um ein Stuttgarter Denkmalprojekt geht, um eine Kampagne, zu der man auch sie eingeladen hat, bleibt sie auf Distanz. Vielleicht scheut sie auch nur die lange Fahrt, aber den Satz an die Schwester scheut sie nicht: »Überhaupt sage ich dir im Vertrauen das Publikum sollte es nun genug seyn lassen mit der

großen Verehrung es ist genug geschehen.« (Als übrigens am 8. Mai 1839 das Schiller-Denkmal enthüllt wurde, gab es ein großes Begeisterungsfest der Stuttgarter Bevölkerung, aber einen geradezu verbiesterten Widerstand des protestantischen Fundamentalismus, der es nicht zulassen wollte, dass während des festlichen Aktes die Kirchenglocken geläutet würden, und dessen Vertreter sich schworen, nie wieder den Platz zu betreten, auf dem sich dieses provokante Monument erhebt.)

Sosehr Christophine also offizielle Feierlichkeiten zu Ehren des Bruders mied, so engagiert war sie andererseits in Sachen der Familiengeschichte, der Erkundung alter Zeiten, der Bewahrung der Schiller-Tradition. Da konnte sie auch schon früh recht rabiat reagieren. So im Jahr 1810, als der Schillerfreund aus Jugend- und Karlsschultagen, Wilhelm Petersen, Erinnerungen an seinen zum Nationaldichter aufgestiegenen Kameraden veröffentlichen wollte und sich, zu ihrer Empörung, ausgerechnet Cotta als Verleger ausgesucht hatte. In einem Brief an Lotte vom 23. Januar 1810 hatte sie in erkennbarer Erregung geschrieben:

»Neulich las ich eine Ankündigung von Cotta, daß nächstens eine Geschichte von Schiller's Jugendjahren von Petersen im Druck erscheinen würde. Nun habe ich schon voriges Jahr Bruchstücke (wahrscheinlich von dieser Beschreibung) gelesen, welche höchst auffallende Stellen über unsern Vater enthielten, und ich finde mich genöthigt, diese Unwahrheiten wo möglich nicht der Publicität auszusetzen. Da ich aber mit Cotta in gar keiner Bekanntschaft stehe, so bitte ich Dich, liebste Frau Schwester« – gemeint ist aber die Schwägerin – »an ihn zu schreiben oder schreiben zu lassen, daß er, wofern es noch nicht unter der Presse ist, das Manuskript uns zuschicke, damit wir es erst sähen und das, was zum Nachtheil unserer Familie und Unwahrheit ist, änderten. (...) Unbegreiflich ist, wie Cotta so etwas aufnehmen konnte, und wie er dem guten Sohn zutrauen mochte, daß er auf Kosten des Vaters erhaben sein wollte! – Denn das war doch die Tendenz, daß der Verfasser zeigen wollte, daß Schiller alles aus sich selbst geworden wäre. Das wird

auch Niemand bezweifeln. Aber wozu muß denn der Vater gerade von der widrigsten Seite gezeigt werden? Der hat eigentlich gar nichts hier in dieser Geschichte zu thun.«

Dreimal hat sich Christophine in ihren späten Jahren über den Bruder und die Familie Schiller geäußert. Von ihrem ersten Zeugnis, dem Bericht über das Brettener Geheimtreffen von Mutter und Schwester mit dem Deserteur, war schon die Rede; Christophine hatte ihn 1828 auf Bitten Andreas Streichers verfasst, der seinerseits ein Buch über »Schillers Flucht« plante und 1835 veröffentlichte. Etwa um die gleiche Zeit muss sie mit ihren Aufzeichnungen über »Schillers Jugendjahre« begonnen haben, denn diese lagen der Schwester Lottes, Karoline von Wolzogen, bei der Abfassung ihrer 1830 erschienenen Biographie »Schillers Leben, verfasst aus Erinnerungen der Familie« vor und teils zugrunde. Offenbar hatte Karoline, die in zweiter Ehe mit Wilhelm, dem Sohn Henriette von Wolzogens, verheiratet war und den Schiller-Kult aktiv betrieb, Christophine um ihre Erinnerungen gebeten. Sie hatte also selbst nie an eine eigene Veröffentlichung gedacht; das Manuskript, zwölf Quartblätter, muss sich Christophine aber von Frau von Wolzogen zurückerbeten haben, denn es fand sich im Nachlass der langjährigen Schillerfreundin Charlotte von Kalb, der sie es wohl um 1834 geschenkt hatte. 1870 wurde es, durch Vermittlung des frühen Schillerbiographen Emil Palleske, von Robert Boxberger zum ersten Mal veröffentlicht. Es erschien damit ein gutes Jahrzehnt später als das dritte Dokument aus Christophines Hand, die »Notizen über meine Familie«, die sie im Oktober 1845 geschrieben und die Alfred von Wolzogen, Karolines Sohn, 1859 in einem größeren Band unter dem Titel »Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen« veröffentlicht hatte.

Da sitzt nun die alte Dame und schreibt, beschwört noch einmal die Jugend des Bruders herauf, die auch ihre eigene war. Da sitzt sie als Siebzigjährige und führt sich den Spielgefährten von einst vor Augen, die frühen Erlebnisse mit ihm, aber auch die schon rasch erkennbare Besonderheit, den Eigensinn, das Exzentrische, die

Courage. Sie will damit hinter das öffentliche Bild gelangen, den Ballast und Bombast des Nachruhms beiseitertun, um einen authentischen Schiller freizulegen. Kinderszenen, Gesänge der Frühe. Wir haben diese Szenen aufgespart bis zuletzt, weil sie, ins Jugendkapitel eingeordnet, nur kuriose Belege, anekdotisches Material gewesen wären; nun aber sind sie Zeugnisse nicht nur von Friedrich Schiller, sondern auch von Christophine selbst, von ihrer Geschwisterliebe und Familientreue, von ihrer Erinnerungsseligkeit und Alterswachheit. In dieser späten Lebenssituation sind sie wie ein letzter Dialog mit dem in Denkmalshöhen entrückten Dichturfürsten, ein Dialog, der ihn beim noch unbewussten Betreten der ersten Stufe seines Sockels zeigt.

Gewiss, sie hat Schwierigkeiten mit Daten, Namen, Orten. Gleich im ersten Satz gibt sie den Geburtstag Schillers falsch als den 19. (statt des 10.) November 1759 an. Sie bringt, noch auf der ersten Seite, auch die Standorte des Vaters und seine Versetzungen durcheinander. Sie versetzt den Aufenthalt der erstmals wiedervereinigten Familie in Lorch um volle zwei Jahre (1765–68 statt 63–66) und lässt sie dort noch wohnen, als man – seit 1766 – längst in Ludwigsburg heimisch geworden ist. Es gibt etliche Fehler in solchen Details, und die Schillerforschung hat ihre liebe Not mit den Korrekturen gehabt. Aber der Zauber der Intimität, der die kleine Skizze umgibt, bleibt davon unberührt:

»Schon frühe zeigten sich bey dem kleinen Fritz gute Anlagen. Als Kind von 5 Jahren war er schon auf alles aufmerksam, was der Vater seiner Gewohnheit gemäß im Familien-Zirkel vorlas: er fragte immer noch besonders über den Inhalt desselben, bis er ihn recht gefaßt hatte. Am liebsten hörte er zu, wenn der Vater Stellen aus der Biebel las oder im Familienkreise seine Morgen- und Abend-Andachten verrichtete, wo er sich immer von seinen liebsten Spielen losmachte und herbey eilte. Es war ein erfreuender Anblick den Ausdruck der Andacht aus seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das röthlich gelbe Haar, das seine feine Stirne ummalte, und die kleinen mit

Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Aussehen, man mußte ihn lieben.«

Der Text ist zwar etwas süßlich, aber in Einzelheiten auch wieder genau, und er liefert zugleich Indizien dafür, wie rasch die Nachwelt am Schillerbild zu retuschieren versuchte. Karoline von Wolzogen hatte in ihrer Biographie (die ja darauf fußte, aber vorher erschienen war), »das *röthlich* gelbe Haar« in das »lichtgelbe« verwandelt (obwohl Schiller in der Tat rote Haare hatte) und das himmlische Aussehen in das »Aussehen eines Engelsköpfchens« gesteigert.

Dass er nicht nur zuhörte, sondern auch selbst schon als Kind zu predigen begann, sich von der Schwester die schwarze Schürze lieh und einen Stuhl als Kanzel erklomm, von dem aus er dann »einige Sprüche sehr schicklich« zusammenreihet, davon war schon kurz im Jugendkapitel die Rede; Christophine hätte solche Szene nicht noch nach sechs Jahrzehnten in der Erinnerung haben können, wenn sie nur ein Kinderjux, eine Theaterkasperei und ein einmaliger Vorgang gewesen wäre; es muss eine gewisse Besessenheit davon ausgestrahlt haben; davon zeugt auch ihre Beobachtung: »Dann mußte sich alles um ihn herum still und andächtig verhalten und ihm zuhören, auserdem wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wiedersehen ließ, dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt.«

Bei Strafpredigten blieb es nicht im Hause Schiller; der Vater, militärische Härte gewohnt, führte ein strenges Regiment. Zu den bizarrsten Erzählungen Christophines, die selbst von Karoline von Wolzogen ausgespart wurde, gehört ein Drama um eine kleine Nascherei; sie schildert den Vorfall, als habe ihr Franz Kafka die Feder geführt:

»Er ging auch gern in die Kirche und Schule, und versäumte keins ohne wichtige Ursachen. Nur einmal geschah es, daß er sich vergas, es rief ihn nemlich die Nachbarin, die mit der Familie sehr bekannt war, (und durch deren Haus er immer den Gang nach der Schule machen mußte) er sollte einen Augenblick in die Küche kom-

men. Sie wußte, daß es sein Lieblings-Gericht war Brey von Türkischem Weizen, – natürlich folgte er der Einladung –, und war kaum über den Brey gerathen, als sein Vater, der oft zum Nachbarn ging ihm etwas aus der Zeitung mitzutheilen, an der Küche vorüberging, ihn aber gar nicht bemerkte – allein der Arme erschrak so heftig und rief: Lieber Vater, ich wils gewiß nie wieder thun, nie wieder! Jetzt erst bemerkte ihn der Vater, und sagte nur: nun geh nur nach Hause. – Mit einem entsetzlichen Jammergeschrey verließ er seinen Brey – eilte nach Hause, bat die Mutter *entständig*, sie möchte ihn doch bestrafen, ehe der Vater nach Hause käme, und brachte ihr selbst den Stok. Die Mutter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte, denn er konte vor Jammer kein Wort heraus bringen – bestrafte ihn jedoch mütterlich.«

Sie erzählt die alten Geschichten gewiss nicht, um die Eltern, zumal den Vater, zu denunzieren; aber sie selbst ist darauf bedacht, mit freundlicheren Erinnerungen im Gedächtnis ihrer Mitmenschen zu bleiben. So erzählt sie einmal der Schwester vom Weihnachtsfest des Jahres 1824, als sie die Kinder ihrer Aufwartefrau, fünf an der Zahl, zu sich heraufrief und ihnen einen Gabentisch bereitete: »und da ordnete ich also auf meinem langen Zeichnungstisch die Teller mit Aepfel, Nüssen, Pfefferkuchen und etwas Geld für einen jeden noch; sie waren alle überrascht, den zwey älteren Mädchen strickte ich Halskrausen, die sie sich längst gewünscht hatten, die Jungen bekamen Papier und Federn und Farben, weil sie zeichnen in der Schule. Kurz ich habe durch diese Kleinigkeiten, die ich nach und nach zusammenbrachte, eine solche Freude gemacht, daß sie nicht wissen, wie sie mir ihre Dienstfertigkeit genug beweisen sollen, ich genieße es tausendfältig wieder durch Liebe und Gefälligkeit.«

Liebe und Gefälligkeit rühmt sie in ihren Erinnerungen auch dem Bruder nach. Eine andere Begebenheit rückt diese Eigenschaft ins Licht: »Eine Hauptneigung bey ihm war, gerne zu geben. So bemerkte einsmal sein Vater, daß er seine Schuhe mit Bändern statt mit Schnallen, die damals gebräuchlich waren, zugebunden hatte;

als er ihn darüber zur Rede setzte, sagte er, daß er sie einem armen Jungen gegeben hätte – Er hätte ja noch ein Paar auf den Sonntag. Darüber der Vater nicht unzufrieden war, wenn er aber von seinen Büchern welche verschenkte, die der Vater wieder anschaffen mußte dann gabs Verweise, und nur aus Gehorsam unterdrückte er diese Neigung.«

Sie rühmt auch Schillers Verschwiegenheit, selbst in Dingen, in denen ihm unrecht getan wurde. Ein Lehrer, der ihn irrtümlich besonders hart bestraft hatte, entschuldigte sich bald danach bei Schillers Vater; der aber wusste von der Sache nichts. Und der Sohn, darauf angesprochen, winkte ab: Er habe gedacht, der Lehrer meine es doch gut.

Hat sie den Vater auch nie mit Worten kritisiert, so hat sie sich doch von dessen strengem Verhalten durch eigenes Vorbild distanziert. Kinderliebe, Altersmilde und insgeheimes Einverständnis mit Jugendstreichen trugen zu ihrem Ansehen bei den Meininger Kindern bei. Der Schriftsteller Rudolf Baumbach, Sohn des herzoglichen Leibarztes, hat zwei bezeichnende Episoden überliefert. Er gehörte zu jenen Autoren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich mit einer Vielzahl geselliger Gedichte einen rasch wieder vergessenen Namen gemacht hatten. Geblieben sind von ihm sein populäres »Hoch auf dem gelben Wagen«, die »Lieder eines fahrenden Gesellen« (von denen Gustav Mahler vier vertont hat) und sein komfortables Wohnhaus in Meiningen, das heute als »Baumbachhaus« Museum und Literaturzentrum ist.

Die erste Geschichte führt uns noch einmal auf die Anhöhe der Berggärten, wo die Reinwalds ihre kleine Obstplantage hatten. Da streunt der sechsjährige Rudolf mit seinem Flitzebogen durch Büsche und Zäune, nachdem er beim Indianerspiel dem Marterpfahl wütend entkommen ist, und übt sich nun im Zielschießen auf die Tür eines alten Gartenhäuschens, seine Treffer mit dem Lied »Mit dem Pfeil, dem Bogen« kommentierend, als plötzlich die Tür aufgeht, eine »Waldfrau« zum Vorschein kommt und empört sagt: »Was ist denn das für ein Spektakel?« Nach beiderseitigem Erschre-



cken gibt es Versöhnung, Gebäck, einen Stachelbeerstrauch zum Naschen und beinah einen Kuss. Nur das »Schützenlied« muss der Knabe noch einmal singen und sich die Prüfung gefallen lassen, ob er denn wisse, wer das Lied gemacht habe? Der Junge, keck: Ob sie's denn wisse? Baumbach im Original: »Die alte Frau nickte freundlich und sagte: »Das war mein Bruder.«

Rudolf Baumbach wurde darauf öfter zur Frau Hofrätin eingeladen und hat, dreißig Jahre später, ihr Wohnzimmer in detaillierter Erinnerung: »Dasselbe war mit einfachem Hausrat verziert, aber eine Unzahl von Stickerein, Decken und Polstern (...) verliehen dem Raum ein buntes Aussehen. Die Wände waren mit Familienbildern und Aquarellen von ihrer eigenen Hand geschmückt, und in den Fenstern blühten Rosen, Levkojen und Reseda.« Durch Christophines Gunst gelangte er auch in einen Spielkreis kleiner Mädchen, den eine Nachbarin, die Rätin Hartmann, nach dem Tod der eigenen Tochter um sich geschart hatte. Auch mit den Puppen der Verstorbenen durfte im kleinen Hof gespielt werden, aber nicht so, wie es der von seiner Abenteuerlektüre angestachelte Junge nun tat: Er hängte eine davon, als Sklaven, am Ast eines Obstbaums auf, bis die Rätin, vom Schreien der Mädchen alarmiert, dazwischentrat. Dem Donnerwetter folgte Hausverbot, elterlicher Zorn und tagelange Zerknirschung. Endlich ein Vermittlungsversuch Christophines: Der Missetäter solle die Frau Hartmann schriftlich um Verzeihung bitten, am besten in Versen. Und die schrieb er nun in ihrem Beisein:

Liebe Frau Rätin, hören Sie mich an  
Und verzeihen Sie, was ich dem Gumal gethan.  
Hätt' ich gewußt, daß es sie kränkt,  
Hätt' ich ihn nicht an den Zwetschgenbaum gehängt.  
Glücklicherweis hat's ihm nichts geschad't,  
Darum bitt ich um Gnad.

Selbstironisch kommentierte es der Dichter in seiner 1877 veröffentlichten »Jugenderinnerung« an »Die Frau Hofrätin« so: »Ich habe manchmal noch oft Wonne auf Sonne und Herz auf Schmerz gereimt, aber keines meiner Gedichte hat so den gewünschten Erfolg gehabt wie jenes, welches ich unter den Auspizien der Schwester Schillers dichtete. Gesegnet sei ihr Andenken!«

Die Mentorin wird bei der Verfertigung an einen anderen sehr jungen Verseemacher gedacht haben.